

dung und Freiheit des katholischen Denkens, herausg. v. A. Hartmann SJ, Frankfurt 1952. - (27) *P. Overhage SJ*: Um die Gewißheit der Evolution, Linzer Theol. Prakt. Quartalschrift 101 (1953). - (28) *P. Overhage SJ*: „Fastmenschen“. Über die Australopithecinen-Funde in Südafrika, Wort und Wahrheit 10 (1955). - (29) *P. Overhage SJ*: Periodischer Ablauf der Organismengeschichte, StdZ 156 (1955). - (30) *P. Overhage SJ*: „Stammbaum“ der Organismen, Wort und Wahrheit 10 (1955). - (31) *P. Overhage SJ*: Problematischer Stammbaum des Menschen, Linzer Theol. Prakt. Quartalschrift 103 (1955). - (32) *P. Overhage SJ*: Die Ontogenese eine Wiederholung der Phylogenese?, Bijdragen. Zeitschr. voor Philosophie en Theologie 17 (1956). - (33) *B. Patterson*: The Geologic history of non-hominid primates in the Old World, Human Biology 26 (1954). - (34) *A. Portmann*: Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen, 2. Auflage, Basel 1951. - (35) *A. Portmann*: Die werdende Menschheit. Das Ursprungsproblem der Menschheit, Historia Mundi, herausg. v. F. Valjavec, Bd. I: Frühe Menschheit, München 1952. - (36) *H. F. R. Precht*: Stammesgeschichtliche Reste im Verhalten des Säuglings, Umschau 53 (1953). - (37) *A. Remane*: Methodische Probleme der Hominiden-Phylogenie I, Zeitschr. f. Morph. u. Anthropol. 44 (1952). - (38) *J. T. Robinson*: The Australopithecine occiput, Nature 174 (1954), 4423. - (39) *A. H. Schultz*: Man's place among the Primates, Man 53 (1953). - (40) *G. G. Simpson*: The principles of classification and a classification of mammals, Bull. Amer. Mus. Nat. Hist., New York 85 (1944). - (41) *G. G. Simpson*: The meaning of evolution, New Haven 1950. - (42) *W. L. Straus jr.*: The riddle of Man's ancestry, Quart. Rev. Biol. 24 (1949). - (43) *W. L. Straus jr.*: Primates, Anthropologie today, herausg. v. A. L. Kroeber, Chicago 1953. - (44) *W. L. Straus jr.*: Closing remarks, Human Biology 26 (1954). - (45) *H. D. Vallois*: La Paléontologie et l'origine de l'homme, Paléontologie et transformisme, herausg. v. C. Arambourg, Paris 1950. - (46) *H. Weinert*: Ursprung der Menschheit, 2. Auflage, Stuttgart 1944. - (47) *H. Weinert*: Stammesentwicklung der Menschheit, Braunschweig 1951. - (48) *H. Weinert*: Genetik und Paläontologie als scheinbare Gegensätze bei Stammbaumdarstellungen, Zeitschr. für Morph. und Anthropol. 45 (1953).

Abseits der Karawanenstraßen Spaniens

HUBERT BECHER SJ

Die Straßen Spaniens, die zu den großen Städten und geschichtlich bedeutsamen Stätten führen, sind zu Karawanenstraßen geworden. Da trifft man den Spießbürger, der das Besuchsland danach beurteilt, ob in den Badezimmern der Hotels der Fußboden sauber ist. Da begegnet uns der „Gebildete“, der nach einer vierwöchigen Reise die Fragen und Rätsel des Landes mit einer Bündigkeit löst, daß es einem die Stimme verschlägt. Hier bietet sich auch Spanien selbst dar in europäischer oder schon in amerikansierter Form. Die Preise sind gestiegen; bei den meisten Gegenständen um das Neunfache und darüber hinaus, so daß die „billigen Spanienreisen“ schon jetzt der Vergangenheit angehören. Nur wenige Gebrauchsartikel und einige Lebensmittel, etwa Wollstoffe und Obst, dann die Tarife der Verkehrsmittel, wie

Straßenbahn und Taxi, sind billiger als anderswo. Die geschichtlichen Sehenswürdigkeiten sind museal aufgemacht, wie die Wohnzimmer Philipps II. im Escorial, und haben das alte, ursprüngliche Gepräge verloren. Anderes zeigt die Spuren der Völkerwanderung, die sich vollzieht: die steinzeitlichen Maleereien in der Höhle von Altamira sind verblaßt, und man stellt die Verwitterung fest.

Gleichzeitig bemerkt man einen Aufstieg, der ohnegleichen ist. Wer vor dreißig Jahren zum erstenmal das Land sah und jetzt durch die fast allgemein bedeutend volkreicheren Städte fährt, kommt durch neue, große und moderne Stadtviertel. Er begegnet überall vielstöckigen Geschäfts- und Wohnhäusern, die trotz der amerikanischen Bauweise doch zeigen, daß die Baumeister und Städteplaner aus eigener nationaler Überlieferung schaffen. Das neue amerikanische Botschaftsgebäude in Madrid, das in jede Stadt der Vereinigten Staaten paßte, bleibt vorläufig einzigartig und steht in keinem Zusammenhang mit seiner Umgebung. Dreißig Jahre haben Spanien weithin verwandelt und vorangebracht. Man kann es zuweilen sogar nicht fassen, und wer bedenkt, daß in diese Zeit der Bürgerkrieg mit seinen Zerstörungen und der ihm folgenden Not und Teuerung fällt, der erstaunt vollends über die unglaubliche Kraft und Unternehmungsfreudigkeit eines Landes und eines Volkes, das scheinbar nur in der Vergangenheit und dem Herkommen lebte. Die Rührigkeit in Handel und Wandel ist jedenfalls auf den ersten Blick und im Äußern so allgemein und so vielfältig, daß alles, was man über den Spanier und seinen Lebensrhythmus zu lesen bekam, völlig widerlegt wird.

Auch die Sitten und Gebräuche werden anders. Natürlich werden die herkömmlichen Feste und Vergnügungen in alter Weise gefeiert. Folkloristische Forschungen und Bemühungen sind Trumpf. Sie werden dem Fremden in den verschiedensten Formen vorgeführt und sind zugleich Angriffe auf seine Schaulust und seinen Geldbeutel. Aber man begegnet ebensooft den europäischen und amerikanischen Sitten. Das gilt nicht nur von den amerikanischen Hosen als Bekleidungsstücken der männlichen und weiblichen Jugend. Männer und Frauen, Jungen und Mädchen bewegen sich auf den Straßen wie anderswo, treffen sich zu Ausflügen und Tanz wie überall. Die alte Trennung der Geschlechter, die früher den Vergleich mit dem Orient herausforderte und in der Tat wohl auf den alten arabischen Einfluß zurückzuführen war, scheint völlig verschwunden zu sein. Die Technik hat ihren Einzug gehalten, und das Land jenseits der Pyrenäen ist wirklich nicht mehr der Anfang Afrikas, wie es früher hieß.

Und dennoch ist der Spanier Spanier geblieben und wird immer wieder Anlaß zu verwundertem Erstaunen und zum Anstoß für den, der alles wie zu Hause haben möchte. Das flutende Leben der großen Städte gewährt kaum Möglichkeit der Besinnung und Gelegenheit zu einer wirklichen inneren Anschauung. Man muß schon die Karawanenstraßen verlassen und abseits Land und Leute sehen, um sich einen richtigen Begriff davon zu machen, was sich in diesen Jahren in Spanien vollzogen hat, welche Aufgaben sich dem Land,

seinen Menschen, seiner Regierung, seiner Kirche stellen, welchen Gefahren und Schwierigkeiten es Herr zu werden versuchen muß und versucht.

Die Wirtschaft

Der Spanier ist ein fleißiger Mensch. Das heißt nicht, daß es dort nicht auch Tagediebe gebe und viele es nicht weit in der Kunst brächten, mit möglichst wenig Arbeit auszukommen. Aber aufs Ganze gesehen ist Spanien nur durch den großen und entsagenden Fleiß der 29 Millionen seiner Bewohner auf den gegenwärtigen Lebensstandard gekommen.

Das gilt zunächst von der Landbevölkerung, die noch immer den größten Teil des Volkes ausmacht. Kein Hang ist zu steil, kein Fleckchen so entlegen, daß es nicht je nach der Landschaft mit Wein, Getreide, Gras bebaut würde. Auch dort, wo aus jahrhundertelanger Überlieferung, die die heutige Wissenschaft als richtig anerkennt, nur jedes zweite Jahr gesät und gepflanzt wird, ist schon im Juli alles für die kommende Bestellung vorbereitet. Dabei ist der größte Teil des Bodens sehr karg und trocken. Man kann die Verhältnisse, etwa 100 km südlich der Pyrenäen, durchaus als „iberonordafrikanisch“ ansprechen.¹ 60% der Halbinsel liegen 500 m über dem Meeresspiegel. Durchschnittlich fallen 645 mm Regen pro qm bei Schwankungen von 1000—1500 und 175 mm in den einzelnen Landesteilen. Bei der starken Ausdünstung ergibt dies ein drei- bis viermal trockeneres Klima als im übrigen Europa. Die anbaufähige Fläche macht etwa 40% des Gesamtbodens von Spanien (etwa 500 000 qkm) aus; nur die kleinen Gebiete an der Mittelmeerküste, am Nordabhang des Kantabrischen Gebirges und in den tiefingeschnittenen Flußtälern haben reichliche natürliche Feuchtigkeit und sind außerordentlich fruchtbar. Etwa drei Millionen Hektar können noch durch künstliche Bewässerung verbessert werden. Ein wenig mehr als eine Million (60% davon nach Ende des Bürgerkriegs) sind schon durch Stauwerke fast zu Gartenland geworden. Der große Rest verteilt sich auf kleine Parzellen in den steilen und wilden Gebirgsgegenden und auf die weiten Hochflächen. Man bebaut den Acker noch nach Väterweise, d. h. das Getreide wird mit der Sichel geschnitten, mit dem Schlitten gedroschen und der Wurfschaufel von Stroh und Spreu gereinigt. Maschinen sind nur in wenigen Gebieten eingeführt und möglich, bei großflächigen Mustergütern und anderem Großbesitz. So zählt man im ganzen Land etwa 8000 Traktoren. Bei der individualistischen Gesinnung der Bauern, erst recht des spanischen Bauern ist es kaum möglich, daß mehrere Besitzer sich zusammentun, um durch einen Maschinenpark Ernte und Saat zu beschleunigen. So bleibt man bei der harten und mühsamen Handarbeit, bei der Männern und Frauen seit Jahrhunderten bestimmte Aufgaben zufallen. Man braucht sie nur zu sehen und stellt fest, welches Maß von Anstrengung auf ihnen lastet. Es gibt natür-

¹ A. C. N. de P. 31 (1956) nn 588/9.

lich überreiche Großgrundbesitzer, bei denen nur ganz allmählich sozialer Sinn einkehrt, gibt reiche und selbstbewußte Bauern, aber im Durchschnitt ist die Landbevölkerung arm und ißt ein hartes Brot.

Dennoch wird man, wenn keine äußere Verhetzung den Sinn verkehrt, wenig Unzufriedenheit antreffen. Vieles davon ist Gewohnheit: so ist es immer gewesen. Aber damit ist nur das wenigste erklärt. Im Grund hat die spanische Landarbeiterfamilie wahrhaften Sinn für das Menschliche, das höher steht als die Arbeit und ihr Erlös. Die Menschen genießen im hohen Sinn des Wortes ihre Freiheit, ihre Sonne, ihre Ruhe, Speise und Trank, wie ihre Armut erlaubt, das nachbarliche Zusammensein, die Freuden des dörflichen Lebens im Ablauf des Jahres. Hier ist der gesunde Kraftspeicher des völkischen Lebens.

Es beginnt aber auch der Einfluß von Stadt und Industrie. Der größere Teil der männlichen und weiblichen Jugend wandert ab, um ein leichteres und in barem Geld meßbares Brot zu gewinnen. Damit aber kommen sie in jenen Übergang hinein, den die spanische Stadt und die moderne europäische Wirtschaft heute erleben.

Wenn Spanien ein so billiges Land war, erklärte sich dies hauptsächlich durch das bescheiden lebende und billig arbeitende Handwerk und den ihm gleichzustellenden Industriearbeiter. Die politischen Bewegungen der letzten Jahrzehnte haben, wenigstens was die eigentliche Industrie angeht, vieles geändert. Doch auch heute noch arbeitet der Spanier um einen viel geringeren Lohn als der Arbeiter anderer Länder. Er ist, dank dem Herkommen, aber auch infolge der Not anspruchsloser als anderswo. Durch die Teuerung der letzten Jahre, das größere Selbstbewußtsein und die höheren Ansprüche des modernen Lebens werden diese Zustände immer unerträglicher. Einen großen Eindruck machten im Ausland vor einigen Monaten die Streiks in den großen Industrien des Baskenlandes. Im Inland hat dieser Streik auch in der übrigen Arbeiterschaft des Landes Empörung hervorgerufen. Denn gerade die Industrie um Bilbao zahlte im großen und ganzen dreimal höhere Löhne, als sie sonst üblich waren. Der eigentliche Grund dieser Bewegungen, der natürlich auch eine wirtschaftliche Seite hatte, lag auf geistigem Gebiet, war auch vielfach die Wirkung der gewerkschaftlichen Führung und ihrer Propaganda in der wohl am besten organisierten Arbeiterschaft des Landes. Eine der Hauptanlässe der Bewegung und auch der allgemeineren Unzufriedenheit war eine falsche Pressemitteilung des Staates. Um der Teuerung entgegenzuwirken, hatten Staat, Unternehmer und Arbeitersyndikate einen höheren Lohn vereinbart. Die Erhöhung bezog sich aber nur auf den Grundlohn, der um einen beträchtlichen Prozentsatz ansteigen sollte. Die Verbesserung wirkte sich aber nicht auf die höheren Lohnstufen aus, so daß das wirkliche Einkommen sich kaum vermehrte. Regierung und Fabrikleitungen begründeten das — mit vollem Recht übrigens — mit der allgemeinen wirtschaftlichen Notlage des Landes. Aber mit gleichem Recht antworteten die Arbeiter: Hätte man uns das klar gesagt, wären wir zufrieden gewesen; so

aber hat man Hoffnungen erweckt, hat man uns getäuscht und betrogen! Das menschliche Vertrauen hat Schaden gelitten. Das aber gilt auch bei dem spanischen Industrie- und Stadtarbeiter weit mehr als der materielle Stand.

Wie man hört, planen die maßgebenden Stellen noch weitere Maßnahmen. Aber ohne ausländische Kapitalien und ohne besser gesteuerte Verteilung des Nationalvermögens ist es ausgeschlossen, die Möglichkeiten der Hebung der Wirtschaft zu verwirklichen: Eine fünffache Erhöhung der Erzeugung von Zement und anderen Grundstoffen, eine Verzehnfachung der Erzgewinnung und -verarbeitung, die Herstellung zusätzlicher Stauwerke zur Berieselung von 3 Millionen Hektar Acker- und Gartenland, die Verbesserung der Straßenverhältnisse, die Elektrifizierung und doppelte Gleisführung von einem halben Dutzend der wichtigsten Eisenbahnlinien, die Gewinnung von 30 Millionen Kilowattstunden elektrischer Kraft und die Vermehrung der Kohlenförderung.

Das Bild wäre unvollständig, wenn man nicht beifügte, daß sehr viele Arbeiter auch noch um Nebenverdienste bemüht sind. Die 50- und die in einzelnen Betrieben schon eingeführte 40-Stundenwoche bedeutet für den spanischen Arbeiter keine Vermehrung der Freizeit und der mit ihr verbundenen Möglichkeiten und Schwierigkeiten. Vor allem für den Verheirateten bringt sie andere Beschäftigungen, die er mit großem Geschick sucht und meist zur größten Befriedigung seiner Auftraggeber — sie wirkt sich auch in Paseten aus — ausführt. Es ist auch nicht zu verkennen, daß dieser nicht allseits zu begrüßende Zustand die Volksschichten — Arbeiter - Bürger - Oberschicht — in persönlicher Verbindung und geistigem Austausch hält. Denn auch die Familien nehmen an diesen Nebenverdiensten teil, und es ereignet sich keine Geburt, wird kein Fest gefeiert, kein Toter begraben, ohne daß Nachrichten, Besuche, Geschenke hin- und hergehen.

Dennoch ist, aufs Ganze gesehen, die heutige Lage und Stimmung nicht gut. Eine gewisse Spannung liegt über dem Land. Man weiß, daß die Regierung keine Wunder wirken kann, aber man erwartet doch einen wesentlichen Fortschritt in der Beseitigung der Mißstände. Man scheint die Lösung in neuen Einrichtungen zu suchen. Die bisherigen Wege, bei denen sich einzelne Berufe in den Gewerkschaften und Verbänden zusammenschlossen, werden als unorganisch betrachtet. „Ein Körper ist nur dann gesund, wenn jede lebende Zelle gesund ist.“ Man hält ihn nicht gesund durch Zusammenschluß der Träger gleicher Funktionen. So muß auch der Sozialkörper des Staates dadurch gesunden, daß die einzelnen Zellen gesund sind, d. h. die Einzelfunktionen aufeinander abgestimmt sind. Diese Zellen sind aber im Staat die Familie, der Einzelbetrieb, das Dorf, die Stadt, die Landschaft, die Provinz. Es entzieht sich unserer Kenntnis, was im einzelnen erwogen und geplant wird. Doch gibt man sich sicher Rechenschaft von der Lage und hat einen ehrlichen Willen, sie zu bessern und die wohl an Zahl immer geringer werdenden Kreise, die für das Soziale kein Verständnis zeigen, zu Leistungen heranzuziehen.

Die geistige Lage

„Deutschland ist ein gutorganisiertes Land“, das ist der gängigste Lobspruch des Spaniers, den er zuerst äußert. Darin liegt Bewunderung, aber nicht ohne weiteres der Wille zur Nachahmung. Er freut sich selbst an der Technik, bedient sich aber der Errungenschaft mit einer Sorglosigkeit, die in unseren Breiten überall den Einspruch der Polizei zur Folge hätte. Kurzschlüsse, selbst Unglücke, den Ausfall der Elektrizität usw. erträgt der Spanier mit einer Geduld, die uns Trägheit zu sein scheint. Andererseits ist aber der Spanier so einfallsreich und geschickt bei der Wiederherstellung der Schäden, daß man immer wieder erstaunt. Alles, was mit der Materie zusammenhängt, ist ihm im Grund zweitrangig. Das Menschliche ist ihm wichtiger. Das ist z. B. auch seine Rechtfertigung für den Stierkampf: Das Tier gehört dem Menschen. Wenn das Spiel mit dem wilden Urtier dem Zuschauer Freude macht, dann ist alles in Ordnung.

Auf dem Land herrscht noch weithin der festgefügte Gang der Überlieferung. Am Sonntag und am Feierabend gehen die jungen Burschen und Mädchen, jede Gruppe für sich, spazieren, plaudern und spielen. In der Stadt ist das längst anders geworden. Die Mädchen arbeiten in den Büros und Fabriken, studieren und verkehren mit ihrer männlichen Umgebung mit einer arglosen Selbstverständlichkeit und Freiheit, die in Erstaunen setzt und in der doch eine gewisse Haltung unverkennbar ist. Man wird auch kaum sagen können, daß mehr Frauen sittlich zugrunde gehen als früher. Ein guter Kenner des spanischen Gesellschaftslebens wie Nicolás Gonzáles Ruiz kann darum sagen: In Spanien sind die Frauen die Treuhänderinnen der Ehre der Gesellschaft. Die Mädchen von heute sind viel, sehr viel besser als die der vergangenen Generationen, in denen die Abgeschlossenheit zu mancherlei Heuchelei und zur Steigerung der Leidenschaften führte, die schließlich dann durchbrachen.²

Es mag jedoch sein, daß dies nur eine Übergangserscheinung ist, da das Familienleben in den alten Bahnen geht. Wenn die größere Freizügigkeit während einiger Generationen sich ausgewirkt hat, wird man sehen müssen, was sich ergibt.

Schon heute macht sich anderswo die Wandlung weniger erfreulich geltend. Die jungen Mädchen aus dem Volk, vor allem auf dem Land, gingen einige Jahre in Stellung. Es war das Gewöhnliche, daß sie bei einer und derselben Familie blieben, bis sie heirateten. Auch dann noch blieb eine Familienbeziehung zwischen der Herrschaft und den früheren Dienstboten fast regelmäßig bestehen. Mädchen, die sich nicht verheirateten, verbrachten ihr ganzes Leben in einem Haus, geachtet, verehrt, zuweilen der Mittelpunkt für Kinder und Kindeskinde. Der gesunde Menschenverstand der Tochter des einfachen Volkes löste oft die Schwierigkeiten, beriet, tröstete, wies zurecht und versöhnte. Das ist eine Ausnahme geworden. Einmal führt der Zug der

² A.C.N. de P. 31 (1956) nn 538/9.

Zeit die vom Lande kommenden Mädchen mehr in die Fabrik als in die Familie. Jeden Morgen bringen zahlreiche Omnibusse die Arbeiterinnen aus den Dörfern in die benachbarten Städte. Sie verdienen mehr und sind schon am verhältnismäßig frühen Nachmittag frei, mehr für das Vergnügen als für die Arbeit im Elternhaus oder für ihre Zukunft. So besteht auch in Spanien eine Dienstbotenfrage, vermehrt durch den Drang, häufiger den Platz dahin zu wechseln, wo ein wenig mehr Lohn oder mehr Freiheit gegeben sind. Auch die jungen Burschen wechseln heute viel schneller und oft in plötzlichem, eigentlich unbegründetem Entschluß ihre Arbeitsplätze. Alles ist freizügiger geworden. Statt der Bindung an eine bestimmte Umgebung beginnen das Freiheitsstreben und die Ungebundenheit das Gesellschaftsleben zu beeinflussen.

Das wirkt sich auch dadurch aus, daß man in viel größerem Umfang an eine Weiterbildung denkt. Die Bemühungen des Staates und der Kirche, durch Fortbildungs-, Handels-, Werk-, Berufsschulen bis zu Arbeiteruniversitäten (3) der breiten Bevölkerung voranzuhelfen — am großartigsten hat sich dieses Schulwesen in den notleidendsten Provinzen des Südens, Andalusien, Estremadura usw. durch private Initiative mit nachträglicher öffentlicher Unterstützung entwickelt — kommt dem Bedürfnis der Jugend aus bauerlicher und Arbeiterherkunft entgegen.

Das wird auch seinen Einfluß auf das politische Leben haben. Der Führungsstaat Francos mit seinen staatlichen Arbeitergewerkschaften hat im ganzen viel für den Arbeiterstand getan. Er hat besonders das Versicherungswesen stark gefördert. Man braucht nur den großen Palast des Provinzialkrankenhauses in Bilbao, die großen Sanatorien und Arbeitererholungshäuser überall in gesunder Gebirgslage zu sehen, um das zu erkennen. Aber die jetzige Ordnung zieht kaum die eigene Entschlußkraft in die Mitbestimmung der Arbeiterwelt selbst heran. Hier liegen Gefahren für die Zukunft, die sich selbst in revolutionären Bewegungen wieder bemerkbar machen können, wenn man nicht bald neue Wege einschlägt. Um es noch einmal zu sagen, das Entscheidende hier ist nicht so sehr die durchaus notwendige Erhöhung der Löhne oder die Besserung der Wohnverhältnisse als die Lenkung und Berücksichtigung des geistigen Lebenswillens des Volkes. Freilich hat auch der ärmste Spanier nie das Gefühl der eigenen Würde verloren. Kriecherische Devothet und Minderwertigkeitsgefühle wegen seiner armseligen Kleidung, bescheidenen Nahrung, unansehnlichen Arbeit, kümmerlichen Wohnung werden dem Besucher Spaniens eigentlich nie begegnen. Aber es ist nicht zu verkennen, daß die geistige Lage des Landes durch das Wort „Übergang“ in eine neue inhaltlich noch nicht bestimmbare Form gekennzeichnet ist.

Die religiöse Gesinnung

Katholisch zu sein ist dem Spanier ebenso selbstverständlich wie sein Nationalgefühl. Er ist es, auch wenn er wenig oder gar nicht in die Kirche

geht. Das gilt für Stadt und Land. Die großen Bemühungen der Kirche, vor allem nach dem Bürgerkrieg, haben weite Kreise erfaßt und ihre innere Erneuerung herbeigeführt. Doch wird man kaum fehlgehen, wenn man nur von Minoritäten spricht. Der ganze Rhythmus des kirchlichen Lebens, sicher auf dem Land, weithin auch in den Städten, geht seinen altgewohnten Gang. Und dieser Rhythmus ist nicht immer erfreulich. Man darf nun nicht glauben, daß das einfache Volk das nicht sähe. Aber es läßt sich dadurch kaum zur Kritik beeinflussen. Es besucht den lässigen Gottesdienst wie vordem. Das menschliche Versagen des Priesters wird hingenommen. Denn der Glaube sagt dem Spanier, daß die Religion, der Gottesdienst, die Sakramente und Segnungen in ihrer Wirkung unabhängig sind von der Person des Geistlichen. Nur in einer angekränkelten Schicht des Bürgertums wird man hören, daß man wegen bestimmter Mängel eines Priesters nicht in diese oder jene Kirche gehe oder überhaupt nicht am Gottesdienst teilnehme. Wo man jedoch die Möglichkeit zu einem gut geformten Gottesdienst hat, sind die Kirchen überfüllt. Auch der einfache Mann und die einfache Frau des Volkes eröffnen dem Priester im Beichtstuhl nicht nur diesen oder jenen besonderen Fehltritt, vielleicht noch in kaum erkennbaren Formulierungen, sondern den ganzen Zustand der Seele und des religiösen Lebens, wie er sich aus den Verhältnissen und dem eigenen Charakter ergibt. Man ist da erstaunlich aufrichtig und demütig.

Es ist auch bemerkenswert, wie sicher das Urteil ist bezüglich der äußeren Ausstattung der Kirche. Die alten Gotteshäuser zeigen nebeneinander ihre schöne Architektonik, ihre alten Kunstwerke und die süßlichen Gipsfiguren und sogar Oldrucke des 19. und 20. Jahrhunderts. Dem Volk gefällt noch die glatte Linienführung und die sentimentale Farbgebung moderner Andachtsbilder. Aber es weiß doch zu unterscheiden. „Hübsch“, sagt man, wenn man nach dem Urteil über das fragt, was wir als Kitsch bezeichnen würden; „das ist eine ganz andere Sache“, hört man mit einem stolzen Unterton, wenn man auf das Alte hinweist, das aus der inneren wahrhaften Ergriffenheit des Künstlers geschaffen wurde. Dagegen finden die religiösen Versuche der Picassos und Dalis kein Verständnis. Man zuckt die Achseln und geht zum Überlieferten zurück.

Der fremde Besucher macht sich jedoch seine Gedanken. Es kann unmöglich ausbleiben, daß über kurz oder lang der der modernen Welt sich öffnende Spanier, der Mensch eigenen Urteils und Geschmacks, auf das Mißverhältnis zwischen der gedankenlos weitergeführten Überlieferung und dem echten religiösen Ernst, zwischen dem angeblich schönen Schein der Fabrikware und dem Verlangen nach wahren religiösem Gehalt aufmerksam wird. Bis heute scheint die Geistlichkeit zufrieden zu sein, wenn sie dem noch unerwachten arglosen Gefühl entgegenkommt und es befriedigen kann.

Auch hier steht Spanien im Übergang. Im wissenschaftlichen Leben, in der theologischen Forschung und Darstellung, in der Verbreitung von Übersetzungen der Heiligen Schrift, des Meßbuches, der alten klassischen Werke

der Frömmigkeit und Ascese wie neuer Arbeiten zur Verbesserung der Predigt und Katechese, zur Vertiefung der Kenntnisse der Glaubenswahrheiten, zur Aufmunterung des religiösen Lebens auf Grund der Beispiele der alten und neuen Heiligen der Kirche geschieht viel. Aber fast alles setzt beim Volk eine ungebrochene Gläubigkeit voraus, die noch nichts vom Geist der Säkularisierung weiß, von dem auch das katholische Spanien nicht verschont bleiben wird. Es könnte sogar sein, daß eine übermäßige Pflege gewisser äußerer Formen des religiösen Lebens, wie der Reliquienverehrung usw., ein gewisses Unbehagen erweckte und den Menschen, statt zu entzünden, gegen die bisherige Seelsorgeform einnähme.

Allerdings kommt eine solche Vermutung vielleicht aus einer allzusehr rationalistischen Haltung, die das Zusammenleben mit Andersgläubigen im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht hat. Es mag sein, daß in einem Land, in dem Geist und Sinn einheitlich verblieben und die Ausdrucksformen seiner Religion schufen, sich die Säkularisierung der Welt in anderer Weise verwirklicht und daß sich andere Widerstandskräfte offenbaren, mit denen der spanische Katholizismus der Gefahr des Materialismus, der Verfallenheit in das Irdische und der Beschränkung auf den natürlichen Geist begegnet.

Dies zeigt etwa das Verhältnis des Spaniers zum Protestantismus. Er ist für das Volk als Ganzes kein Gegenstand, der es beschäftigt. Man weiß, daß in anderen Ländern Protestanten leben. Man ist erstaunt, wenn man einem Andersgläubigen begegnet, daß er menschlich ein vielleicht besserer Mensch ist, und erkennt es willig an. Aber man denkt nicht daran, deshalb die Wahrheitsfrage zu stellen oder sich in seiner Überzeugung auch nur irgendwie beeinflussen zu lassen.

Frage ist der Protestantismus nur für den Staat und die kirchlichen Kreise im engeren Sinn. Die jüngsten Ereignisse haben hier zu ernstem Nachdenken geführt und auf Gedankengänge aufmerksam gemacht, wie sie etwa Clemens Bauer kürzlich anstellte.³ So ist das Verhältnis zum Protestantismus hier eine wirklich ernste Angelegenheit geworden. Es ist auch in die Öffentlichkeit gedrungen, daß die mit der Außenpolitik befaßten Männer höchst ungehalten waren, als die Polizei Maßnahmen durchführte, die im Ausland Aufregung hervorriefen, so legal sie sein mochten. Man sucht auch nach einer Möglichkeit, solche Vorgänge von vornherein unmöglich zu machen. In einem Staat, der katholisch ist (29 Millionen Katholiken gegen einige tausend Andersgläubige) und der den katholischen Glauben als Staatsreligion noch anerkennt, ist dies wohl nicht denkbar ohne Fühlungnahme und ohne Beteiligung der Kirche selbst und ihrer hierarchischen Führung.

Diese selbst steht vor einer schwierigen Entscheidung. Es ist selbstverständlich, daß die Freiheit des Gewissens anerkannt wird. Aber darf man die Gläubigen der Gefahr für ihren Glauben aussetzen, die ihnen durch die freie

³ Clemens Bauer, Bild der Kirche — Abbild der Gesellschaft. Hochland 48 (1956) 519—527.

Predigt einer anderen christlichen Lehre droht? Man weiß, daß eine Mehrzahl der Glaubensbekenntnisse den inneren Frieden und die Eintracht stört (das ist auch ein Bedenken der politischen Behörden). Es ist eine Tatsache, daß die meisten Prediger der evangelischen Kirche, soweit nicht Ausländer, abgefallene und verheiratete Priester und Ordensleute, unzufriedene Lehrer, arbeitslose Intellektuelle aus anderen Berufen sind, daß sie falsche Auffassungen von der katholischen Lehre verbreiten (Anbetung der Mutter Gottes, Leugnung ihrer unbefleckten Empfängnis, der jungfräulichen Geburt Christi, Jesus habe leibliche Brüder gehabt, die katholische Kirche halte die Heilige Schrift geheim usw.). Weithin führen soziale Hilfe, Arbeitsbeschaffung, Geldunterstützung, kostenloser Unterricht und Fortbildung der Kinder ununterrichtete Arme den neuen Lehrern zu. Eine echte Auseinandersetzung und Glaubenspredigt findet dagegen kaum statt. Kann es die katholische Kirche Spaniens verantworten, unter diesen tatsächlichen Gegebenheiten darauf zu verzichten, daß der Staat, der doch auch eine göttliche, wenn auch auf das Diesseits beschränkte, Einrichtung ist und damit dem Gesetz der Wahrheit unterliegt, die katholische Kirche in ihrem geistlichen Besitzstand schützt? Es ist sicher, daß die große Mehrheit der Bischöfe diese Frage mit „Nein“ beantwortet, daß nur ein geringer Teil die Freiheit höher wertet und die äußere Macht, den weltlichen Arm der Kirche, nicht in Anspruch nehmen möchte. Aber auch jene Mehrheit handelt kaum, ohne den ganzen Ernst der Lage zu spüren und ohne in ihrer Stellungnahme, außer der reinen Theorie die tatsächlichen Verhältnisse zu berücksichtigen: Wenn in religiös gespaltenen Ländern die Toleranz das Gegebene ist, so ist das eine Lösung nach dem Grundsatz des geringeren Übels; wenn wir der freien Verkündigung eines anderen Glaubens die Toleranz versagen, ist es ebenso das geringere Übel, indem wir die Verurteilung durch das Ausland ertragen. Dieser Standpunkt wird um so leichter eingenommen, als die Gefahr der Protestantisierung in Spanien gering ist. Viel drohender sind die Folgen des modernen Lebens, die immer größere Wucht des diesseitigen Weltlichen und des Strebens nach Reichtum und den mit ihm gegebenen Möglichkeiten irdischer Lebensgestaltung.

Noch ist, wie man außerhalb der Karawanenstraße erfährt, das alte Spanien kraftvoll; man möchte sagen, es ergreife fast spielerisch die moderne Zivilisation, Bildung und Technik. Dunkel spüren aber alle, immer deutlicher eine gebildete Schicht, welche inneren Auseinandersetzungen dem Land bevorstehen. Aus dieser Haltung heraus wächst dann auch eine von großer Begeisterung und Verantwortung getragene apostolische Gesinnung und Tätigkeit von Priestern und Laien aller Stände, aller Alter, männlichen und weiblichen Geschlechtes. Man hat die feste Zuversicht, die Fragen der Zeit zu lösen und die christlichen Aufgaben der Gegenwart zu meistern. Das zeigt z. B. der gemeinsame Hirtenbrief aller spanischen Erzbischöfe vom 15. August 1956, der mit Berufung auf eine Erklärung vom Juni 1951 über die Pflichten der Gerechtigkeit und Liebe aufs neue die katholischen Sozial-

lehren, wie sie in den päpstlichen Erlassen verkündet wurden, sehr ernst der weltlichen Obrigkeit, den Unternehmern und dem ganzen Volk zur Beachtung empfiehlt. Vor allem werden der Familienlohn, das Mitbestimmungsrecht, gerechtere Steuernverteilung, bessere Sozialgesetze gefordert.

ZEITBERICHT

Frankreich - Missionsland? — Von der religiösen Unterweisung der Kinder in Frankreich — Französische Bischöfe werben für die Heidenmission — Die Buchproduktion der Bundesrepublik im Jahre 1955 — Irlands Sprache

Frankreich — Missionsland?

Ob ein europäisches Land „Missionsland“ im eigentlichen Sinn genannt werden könne, fragte zum ersten Mal 1943 der inzwischen verstorbene Abbé Godin für Frankreich, vor allem für dessen Industrieproletariat. Zwei Jahre später, 1945, wiederholte Abbé Boulard diese Frage für die bäuerliche Bevölkerung Frankreichs. Beide kamen auf Grund eingehender Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß aufs Ganze gesehen Frankreich nicht so genannt werden könne, ein Urteil, mit dem jeder Missionar, der in einem wirklichen Missionsland lebt, übereinstimmt.

Immerhin haben sich die Franzosen mit diesem Urteil nicht beruhigt. Die Erkenntnisse, die sie schon damals hatten und die sie seither auf Grund nüchterner und sachlicher Erforschung der religiösen Struktur ihres Landes gewannen, haben sie vor einem allzu rosigen Optimismus bewahrt. Sie wandten bei ihren Untersuchungen die modernsten Methoden an, über die J. Labbens berichtet, Les 99 autres. Noch sind die Ergebnisse bruchstückhaft, wenngleich schon ganze Diözesen auf diese Weise untersucht wurden. Doch zeichnen sich schon gewisse Grundzüge, vor allem für die Städte ab, an denen sich wohl keine wesentlichen Änderungen mehr ergeben.

So liegt die Teilnahme am kirchlichen Leben (Sonntagspflicht und Sakramentenempfang) in den mittleren (von 50000 Einwohnern an aufwärts) und großen Städten zwischen 15% und 30%. Von den Großstädten haben Paris 15%, Lyon 22%, Nancy 26%, Saint-Étienne 28% und Straßburg 39% praktizierender Christen. In den kleineren Städten, vor allem in denen mit wenig Industrie, ist die Teilnahme stärker, so in Le Puy 41,6%.

Im allgemeinen praktizieren die Frauen doppelt so häufig wie die Männer. Dem Alter nach ist die Teilnahme am stärksten bei den Kindern bis zu 14 Jahren und wieder bei den alten Leuten über 60, am schwächsten in der Generation von 35 bis 39 Jahren. Von den Berufsgruppen haben sich am meisten die Arbeiter von der Kirche entfernt. Ihre Teilnahme liegt zwischen 2% und 10% im günstigsten Fall (die tieferen Gründe für diese Entfremdung sind dargestellt bei A. Brunner, Zu den Frühschriften von Karl Marx, diese Zeitschrift 158 [1956] 347 ff.).

Am beliebtesten sind in Frankreich die heiligen Messen um 10 Uhr, 11 Uhr und 12 Uhr. An den Abendmessen nehmen etwa 5% teil. Die meisten erfüllen ihre Sonntagspflicht in der Pfarrkirche, so in Nancy 86%, in Lyon 83%. Dem gegen-